

Gedichte, Rätsel, „immer bewegt in sich“ – Versuch über Poesie

Wenn einer, der sich hin und wieder an der Kunstform des Gedichts versucht, auf den Gedanken kommt, über diese Form zu reflektieren, dann ergibt sich der Zugang zum Thema fast von selbst. Man wird mit den eigenen Begegnungen mit Lyrik beginnen: Den ersten Erfahrungen als Kind, Gedichte auswendig zu lernen und aufzusagen, späteren als Lesender, irgendwann dann auch als schreibender. Es geht um höchst subjektive Erfahrungen und Empfindungen. Hat das Interesse für die Literatur zudem einmal so weit gereicht, dieses Fach zu studieren, hat man vermutlich einige zusätzliche Grundlagen für eine Reflexion dieser Form literarischer Textproduktion. Zugleich ist man, wenn man sich dann an einem Essay versucht, nicht an die sonstige Strenge sozial- oder geisteswissenschaftlicher Textproduktion gebunden. Man ordnet erste Gedanken, wird sich über die eigenen Motive zu dieser Reflexion klarer, beginnt zu schreiben, vertieft sich darüber in sein Thema, findet den Kern, auf den die eigenen Gedanken hinaus wollen, setzt vielleicht wiederholt neu an, arbeitet sein Thema so an mehreren Abenden aus. Im vorliegenden Fall zum Auftakt und zu Beginn eines eher kurzen Urlaubs, über den ich dringend Abstand zu meiner sonstigen wissenschaftlichen Arbeit herstellen wollte. Das Ergebnis dieser Reflexion ist nicht ‚abschließend‘. Aber vielleicht schließt es mein Thema für mich und für Andere besser auf. Der Zweck der Übung wäre dann wohl erreicht.

Die ersten Begegnungen mit Gedichten sind in vielen Fällen vermutlich die kleinen Weihnachtsgedichte, die man als Kind auswendig lernt und bei Weihnachtsfeiern aufsagen darf. Für mich verbinden sich jedenfalls damit erste Erinnerungen, die ich heute noch weiß, positive Erinnerungen, denn das Aufsagen dieser Gedichte bedeutete Anerkennung. Ihr Inhalt, „Von draus‘, vom Walde komme ich her...es roch so nach Äpfeln und Nüssen“, war weniger wichtig. Eine zweite Erinnerung betrifft Balladen, die mir meine Mutter einige Jahre später vorlas. Es waren u. a. Balladen von Adalbert von Chamisso und von Theodor Fontane. Ich denke allerdings, sie hinterließen nicht besonders tiefen Eindruck, ähnlich wie später Lutz Görners „Balladen für Kinder“ bei meinen Söhnen. Zwar gestalteten sie manche längere Autofahrt in den Urlaub für alle Beteiligten erträglicher, aber sie machten doch wohl auf meine Söhne keinen großen Eindruck. Immerhin: Es ging bisweilen um spannende Geschichten und vielleicht haben auch meine Söhne noch eine schwache Erinnerung daran. Mein jüngerer Sohn textet immerhin gelegentlich für seinen Hip Hop. Die dritte Erfahrung mit Lyrik verknüpft sich für mich mit dem Deutschunterricht, vor allem während der Mittelstufe am Gymnasium. Theodor Fontanes „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ war hier unvermeidlich; dann Friedrich Schiller und natürlich Johann Wolfgang Goethe, vielleicht auch noch der eine oder andere Autor der deutschen Romantik und dann, soeben noch, ein, zwei sozialkritische Gedichte von Heinrich Heine. Im Zentrum aber fand sich die

bildungsbürgerliche deutsche Klassik: „Der Taucher“ und „Die Kraniche des Ibikus“, der „Der Zauberlehrling“ oder „Der Erbkönig“ standen selbstredend auf dem Lehrplan und waren auswendig zu lernen. Ich lernte Gedichte leicht und konnte mit ihrem Vortrag ein wenig punkten. Die Erinnerungen sind also nicht unangenehm. Meinem jüngeren Sohn erging es da schlechter. Hans Magnus Enzensbergers kritische Betrachtung zur Außerkraftsetzung des „Rechts auf freie Lektüre“ am Beispiel der Behandlung von Lyrik im Deutschunterricht, trifft daher meine persönlichen Erfahrungen nicht, seine aber wohl durchaus. Enzensbergers im folgenden zitierte Sätze dürften darüber hinaus allgemein in hohem Maße zutreffen – und vor allem erklären, oder einen Teil der Erklärung nahe legen, weshalb Schülern in der Schule in aller Regel kein Zugang zu Lyrik eröffnet wird. Wie gesagt, ich habe den Zwang, von dem da die Rede ist, so nicht verspürt. Enzensberger schreibt:

„Nur für die Minderjährigen unter unsern Mitbürgern hat das Recht auf freie Lektüre keine Geltung. Sie, die ohnehin täglich in Betonbunkern gefangen gehalten werden, welche das Gemeinwesen eigens zu diesem Zweck errichtet hat, zwingt man fortgesetzt, Gedichte zu lesen, und was noch viel entsetzlicher ist, zu interpretieren, Gedichte an denen sie in den meisten Fällen keinerlei Interesse bekundet haben.“

Es verhielt sich mit der Lyrik aber so, wie mit sehr vielen anderen Dingen während meiner Schulzeit auch. Sie interessierten mich eigentlich alle nicht. Sie waren langweilig wie die Schule überhaupt. Es gab, jedenfalls nach der Grundschule, fast keinen Stoff, der mein Interesse, meine Neugier, meine Phantasie wirklich fesselte, und die ursprüngliche Freude am Lernen war mir wie Vielen spätestens im Gymnasium sehr schnell ausgetrieben worden. Es gab dort also unter anderem auch Lyrik. Man musste sie zur Kenntnis nehmen. Sie ging einen im Grunde aber nichts an. Positive Erfahrungen waren das alles nicht. Bis zum Ende meiner Schulzeit habe ich daher keinen wirklichen Zugang zu Lyrik gewonnen. Sie war Teil des Erziehungsprogramms meiner Mutter, sofern man von einem solchen sprechen kann, und Bestandteil von Schulplänen, die mir gleichgültig waren. Sie bedeutete mir nichts.

Die ersten Begegnungen mit Gedichten, die ich mit Interesse las und die mir etwas sagte, lag etwas später. Ich stieß während meiner Bundeswehrzeit, so etwa während der Monate, in denen mein Antrag auf Anerkennung als Wehrdienstverweigerer lief, ich aber noch als vorheriger Offiziersanwärter meinen Dienst tun musste und so manche Nächte als UvD hinter mich zu bringen hatte, auf die Gedichte Erich Kästners. Es war eine bestimmte Form von Gebrauchslyrik, die zu meinen Befindlichkeiten passte und auf die Probleme, die mich aktuell beschäftigten. Kästners Gedichte boten mir eine Möglichkeit, mich erstmals ernsthaft mit dem Gedankengut der europäischen Aufklärung zu befassen. Der Impuls dazu kam jetzt aber, anders als während meiner Schulzeit, aus dem wirklichen Leben, aus Erfahrungen mit Befehl und Gehorsam, sinnlosen Mörderspielen, auch der Dumpfheit eines Alltags, auf den ich nicht vorbereitet war. Welcher Zufall mich auf diese Lyrik stoßen ließ, kann ich nicht mehr sagen. Ich las damals auch Kästners Fabian, „Herr

Kästner, wo bleibt das Positive“, und ich denke, ich machte erstmals die Erfahrung, dass ich lieber Lyrik las als lange Romane – es blieben auch später immer nur recht wenige Romane, für die diese generelle Abneigung dann nicht galt. Später - das war während meines kurzen Studiums der deutschen Literaturwissenschaften, das ich zwar formal abschloss, das aber doch rasch zugunsten soziologischer und politikwissenschaftlicher Interessen zurücktreten musste – später also war es dann v. a. Berthold Brecht, dessen Lyrik mich berührt hat. Ich denke, hier war es zunächst auch die Gebrauchslyrik, die demokratische Sprache, meine Nähe zu den politischen Überzeugungen die transportiert wurden, auch die Nähe zu einer Sicht auf die Welt, in der es alle jene kleinbürgerlichen Geborgenheiten nicht mehr gab, die mir von Haus aus mitzugeben versucht worden waren und die mich inzwischen häufig abstießen. Es ging also den Inhalten nach nicht nur um das „Solidaritätslied“ oder ähnliche Texte. Es ging auch um die „Hauspostille“. Und es ging bei der politischen Gebrauchslyrik darum, dass die gebundene Form der Sprache und das Bündige auf den Punkt bringen der Inhalte und deren dadurch möglicher ganz andere Transport, mich ansprachen. Es waren politische Lieder, die man oft auch gemeinsam sang oder hörte. Freilich berührte mich das alles noch nicht so, dass ich deshalb systematisch weitere AutorInnen gelesen, geschweige denn mich selbst nun stetiger am Schreiben von Gedichten versucht hätte. Auch blieb die Zahl der Autoren, für die ich mich wirklich zu interessieren begann, doch sehr begrenzt. Kurt Tucholsky lag z. B. schon etwas mehr abseits vom Wege. Während eines 68er- Studiums ging es schließlich vor allem um die Traditionen des revolutionären Marxismus. Wolf Biermann wiederum war unter anderem auch deswegen sehr gegenwärtig, allerdings nur ganz selten mit jener neuen Erfahrung, die ich mit einigen Gedichten Berthold Brechts gemacht hatte.

Hier, in der Lyrik des Berthold Brecht, ist mir in einigen Gedichten oder auch nur Refrains, etwa dem „Himmel strahlender Azur“ oder „so ungeheuer oben“ allerdings etwas Neues begegnet. Ich glaube ich habe hier zum ersten Mal jene Erfahrung mit Gedichten gemacht, die später meine Liebe zu dieser Kunstform entfacht hat. Man kann diese Erfahrung vielleicht mit der vergleichen, die Heinrich Heine in Bezug auf die kleinen Lieder Johann Wolfgang Goethes für seine französischen Leser mit den folgenden Worten zu beschreiben versucht hat: „Die harmonischen Verse umschlingen Dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.“ Vielleicht hat die Liebe zur Lyrik bei mir damals auch schon begonnen – eine Liebe, die auszukosten und zu leben mir dann über lange Jahre die Zeit fehlte, oder richtiger: Für die ich mir diese Zeit nie nahm, wohl auch, weil ich sie nicht sogleich wirklich erkannte. Es waren einzelne Gedichte, bei denen ich an etwas gestreift war und an denen ich sich ewig Bewegendes und mich Bewegendes verspürte. In den vielleicht besten Stücken war es eng verwoben mit der Gebrauchslyrik, der demokratischen Sprache, der Zugänglichkeit, die diese Texte eigentlich für Jeden haben mussten, aber es war etwas tiefer liegendes, das diese Gedichte so besonders machte. Es war etwas in diesen Gedichten, was vielleicht zum Kern von Poesie hinführt, jedenfalls zu dem, was für mich diesen Kern ausmacht, etwas, was ich in den Gedichten von Kästner zuvor so wenig gefunden

hatte, wie später in denen der „neuen Frankfurter Schule“ – und auch kaum in denen von Rühmkorf oder von Enzensberger, in denen die Dialektik der Aufklärung nachklingt, jene Desillusionierung, die wir heute auch dringend benötigen, ehe wir, vielleicht, aussichtsreicher einen neuen Anlauf unternehmen können, um unsere Lage zu verbessern.

Dem, was in dieser Lyrik eingefangen war und hoch „verdichtet“ zum Ausdruck kam, als Teil unseres profanen, oft schmutzigen Alltags in manchen Augenblicken als eine Ahnung von einem Gefühl „so ungeheuer oben“ (be)greifbar zu werden schien, gilt es auf die Spur zu kommen. Heinrich Heine verknüpft es in der Darstellung seiner Erfahrungen mit der Lyrik Goethes selbstredend nicht nur mit der Form, sondern auch mit dem Inhalt, mit dem Goetheschen Pantheismus, der sich gerade in dessen kleinen Liedern bekunde. Dieses Verständnis von Goethe als „Spinoza der Poesie“ soll in dem folgenden Essay über Philosophie immerhin ein wenig erläutert werden. Hier will ich zunächst auf philosophische Vertiefungen verzichten. Es geht mir ohne sie um Erfahrungen mit Poesie. Es geht mir darum, auf einer weniger analytischen Ebene wenigstens halbwegs eine Vorstellung davon zu gewinnen, was etwa Wislawa Szymborska mit dem „rettenden Geländer der Poesie“ in einem ihrer Gedichte meinen könnte. Es ist etwas, das uns schon in den ältesten uns aus den europäischen Hochkulturen überlieferten Versen begegnet, etwa bei Homer, etwas, das das, was uns menschlich macht, in einer Kunstform zum Ausdruck bringt, die mir näher ist als Malerei und Musik, und andere Formen von Dichtung für mein Empfinden steigert. Es ist jener Glanz, den man, wie es in einem Gedicht Goethes über Gedichte heißt, nur „im Inneren der Kapelle“ erschauen kann. Es ist etwas, was man bisweilen in jener Gebrauchslyrik oder im politischen Lied findet – wie könnte man von der Lyrik Heinrich Heines oder Pablo Nerudas nicht verzaubert werden, sofern man überhaupt eine Ader für Lyrik hat. Diese Art der Lyrik, die auf breite Öffentlichkeit und Resonanz zielt, bleibt mir unverändert wichtig, aber es entstand mit der Zeit auch eine wachsende Nähe zu jenen großen Dichterinnen und Dichtern, denen die politische Abzweckung ihrer Arbeit eher ferner liegt und die man eher still für sich liest. Man kann eben, wenn man sich auf Lyrik einmal wirklich eingelassen hat, auch von Charles Baudlaire, von Rainer Maria Rilke, von Gottfried Benn, von Wislawa Szymborska oder von Eva Strittmatter gefesselt sein – und gerade auch von Gedichten, die vordergründig überhaupt nicht politisch sind.

Das vielleicht schönste Gedicht über Gedichte, das ich kenne, und das m. E. zu dem hier in Rede stehenden Kern von Poesie führt, stammt von Eva Strittmatter. Es handelt von Gedichten als von einem Rätsel, das Strahlung heißt.

Strahlung

Die Leute meinen immer, Gedichte

Werden aus Worten gemacht

Und sind nichts weiter als Lebensberichte,

*In Reim und Rhythmus gebracht.
Dabei sind Gedichte unsichtbare Wesen,
An die wir manchmal streifen.
Was wir mit unseren Augen lesen
Ist nicht mehr, als was wir begreifen
Von einem Rätsel, das Strahlung heißt
Und ewig bewegt ist in sich
Und das uns aus unseren Bahnen reißt
Und schleudert dich gegen mich.
Was sind schon Worte? Worte sind leicht.
Das leichteste auf der Welt.
Und mit Worten hat noch keiner erreicht,
Daß die Zeit in den Raum einfällt
Und stehen bleibt und geht nicht mehr
Vor und nicht mehr zurück.
Gedichte sind Anitmaterie. Schwer.
Monolithisch. Wie der Tod. Wie das Glück.*

Gedichte sind sicherlich nicht nur dieses immer in sich bewegte Rätsel. Es gibt jene Gebrauchslyrik von z. T. wirklich großer Qualität, von der ich oben schrieb. Gedichte, denen die in ihnen steckende Arbeit im fertigen Produkt handwerklicher Kunst nicht anzumerken ist, und die ihren Hörer auch deshalb mit sich fortreißen können, die aber doch darauf zielen, zusammen mit ihren Fragen relativ eindeutige Richtungen anzugeben, in denen die Antworten zu finden sind. Oder aber es handelt sich um Gedichte, die Beispiele jener scheinbar leichtthin formulierten Wortspiele sind, Ausdruck eines spielerischen Vergnügens am Sichtbarmachen einer verborgenen Komik banaler Alltäglichkeiten und die auf eine spielerisch leichte Art auf die Herstellung einer befreienden Distanz dazu aus sind. Wilhelm Busch beherrschte das als hohe Kunst wie kaum ein zweiter, aber auch in Gedichten von Peter Maiwald von Robert Gernhardt oder Peter Rühmkorf kann man das finden. Doch das, was mich wirklich fesselt, was ich vor allem selbst in der Form eines Gedichts zu fassen versuche, das ist schon das Geheimnis jener Strahlung, von der Eva Strittmatter schreibt.

Damit bin ich beim Schreiben angekommen. Und dies ist eigentlich ein merkwürdiger Umstand. Das erste Mal, dass ich selbst versucht habe, so etwas wie eigene Befindlichkeiten in Form eines Gedichts auszudrücken, liegt so ungefähr in der gleichen Zeit, in der ich meine erste wirkliche Begegnung mit Lyrik hatte, das Gefühl hatte, dass sie mich angehe, mir in einer schwierigen Entwicklungsphase meines gelebten Lebens tatsächlich begegnete, mich betraf, an mir streifte. Ich nahm mir für das Schreiben von Gedichten jedoch kaum Zeit. Es blieb bei einigen wenigen Versuchen im Rahmen von Tagebuchnotizen. Sie entstanden aus besonderen Stimmungslagen heraus, waren Ansätze zu einer bestimmten vertieften Reflexion darauf und blieben dann liegen. Für gewöhnlich schrieb ich da sicherlich eher schlechte Lyrik. Es gab für mich Wichtigeres zu tun. Ich war noch sehr weit davon

entfernt Lyrik als die geeignete Form zu entdecken, durch die so etwas wie hoch verdichtete Reflexion möglich wird, verbunden zugleich mit dem Genuss daran – und vielleicht auch mit der Einsicht, dass diese Reflexion nie zu einem wirklichen Abschluss, zu einem eindeutigen Ergebnis zu bringen sei. Denn dieses Bewusstsein einer immer nur provisorischen Antwort macht erst „die Sprache der Poesie, in der jedes Wort gewogen wird“, wie Wislawa Szymborska formuliert, zu dem Rätsel, das sich in sich bewegt. Dieses Unabgeschlossene und deshalb Anstößige muss tatsächlich in jener Form des Gedichts enthalten sein, von der Eva Strittmatter schreibt. Es geht m. E. wirklich um den Kern von Poesie, um das Staunen, mit dem uns die alten, einfachen und existentiellen Fragen unseres Lebens immer wieder begegnen.

*„Können nicht bleiben. Und fortgerissen/ von einer Strömung, die
nirgendhin fällt,/ Werden wir nie etwas sicheres wissen/ Über die Liebe.
Und über die Welt“*,

heißt es im ersten Gedicht der „Bosnischen Reise“ von Eva Strittmatter. Es geht bei diesen Fragen, die uns immer wieder existentiell betreffen, um ein Staunen, das am Ende auch bei aller gedanklicher Klarheit und Prägnanz und Schärfe des sprachlichen Ausdrucks bei großen Gedichten als immer wieder neu fragende Unsicherheit bleibt, um ein Staunen, das auch am Anfang allen philosophischen Denkens und seiner mæutischen Verfahrensweise steht und auf eine Nähe von Philosophie und Poesie verweist.

Vielleicht kann man also sagen, dass solche Gedichte, auf die Eva Strittmatters Gedicht über Gedichte passt, auf die eine oder andere Weise um Kernfragen unserer Existenz kreisen, auf dieser dunklen, uns bergenden Erde. Für eine bestimmte Teilmenge lyrischer Texte bringt dieses Gedicht punktgenau, eben „verdichtet“ diese Besonderheit solcher Art Lyrik zum Ausdruck. Es geht um die ganz einfachen Dinge, Empfindungen eines frühen fast noch ungeschiedenen Teilhabens an der natürlichen und der menschengemachten Welt um uns herum in deren Zeitstrom wir mit treiben, um deren Erfahrung und Gestaltung, die uns Menschen noch zu keiner Zeit so selbstverständlich möglich schien, wie in der gegenwärtigen Epoche, und deren Nicht-Verfügbarkeit in unserer endlichen Zeit uns zugleich doch immer wieder dämmt. Es sind Erfahrungen, an die wir mit jenem ursprünglichen Staunen, von dem Ernst Bloch in seiner „Tübinger Einleitung zur Philosophie“ spricht, jene Fragen richten, mit denen alle Philosophie beginnt, z. B. in Eva Strittmatters „Zwiegespräch“ oder der „Lust der Entdeckung“ oder auch bei Rainer Maria Rilkes Gedicht von „jenen langen Kindheit-Nachmittagen, die so nie wiederkamen“. Und es geht um die immer wiederkehrenden Erfahrungen des erkennenden Verlusts dieser Ungeschiedenheit, der Trennungen, aus denen unser Leben geschieht, ihres Erlebens, wenn wir sie in bestimmten Augenblicken zugleich sinnlich spüren und dann, wenn sie uns schmerzen, auch reflektieren – bis hin zu der Reflexion auf die letzte unausweichliche Trennung von diesem Leben selbst, auf die Endlichkeit unserer Existenz, den nicht zu versöhnenden Zwiespalt des Lebens, aus dem dann

aber doch wieder der Blick auf das Leben als Möglichkeitsraum gewonnen werden kann, wie in Eva Strittmatters Gedicht „Möglichkeit“:

„Ich füge hinzu: Es gibt auch das Schöne/Das rauschende Blau ist das Leben wert./Erst recht das Reich der bemeisterten Töne./Und das Wort, das die Lust und das Leiden vermehrt.“

Ein kurzer Vorgriff auf einige philosophische Reflexionen ist hier vielleicht doch unumgänglich. Die oben zitierte, zutiefst sensible Wahrnehmung der Lyrik Goethes durch den, ausweislich seiner Einlassungen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“, vom jüdischen Deismus doch zutiefst geprägten Heinrich Heine wäre dazu nochmals aufzunehmen: Es geht um das Gottweltall, die absolute Substanz des Baruch Spinoza, die sich Heine zufolge in der Form des unendlichen Denkens und der unendlichen Ausdehnung, ausdrückt, in der das Göttliche die „absolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geistes (..) das Weltall selbst ist (...) in dem es auch keine Gegensätze und Teilungen (gibt und in der) die absolute Identität (...) auch die absolute Totalität (ist).“ Aber es geht vielleicht auch darum, dass so früh nach dem Denken der Philosophenfraktion der französischen Aufklärung (Denis Diderot) und dem von Immanuel Kant geführten Todesstoß gegen den Deismus dieser von Heine so genannte Pantheismus noch in einer Emphase möglich ist, in der „nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen“ gekämpft werden soll. Heute nach der „Dialektik der Aufklärung“ und den Fortschritten und Gefährdungen einer „universal gewordenen Wissenschaft“ bleibt uns dann vielleicht doch eher mit Eva Strittmatter zu sagen:

„Ich kenne auch keinen versöhnlichen/Gedanken gegen den Zwiespalt des Lebens:/Keinen Eingott, keinen Allgott, keine Ideologie/Lang mühte ich mich vergebens,/Ein Gesetz zu finden, das etwas erklärt oder rechtfertigt wenigst in Teilen.“

Was dann aber immer noch bleibt, ist die lyrische Gestaltung dessen, wovon wir hier berührt werden: Des andächtigen Staunens und manchmal eben auch des Erschreckens über das Ungeheure einer im Letzten eben unverfügbaren Welt, die wir als Menschen haben, anders als alle anderen Lebewesen, von der wir Teil sind, die wir, wie uns selbst, in unserem Tun erkennend verändern, in der auch noch die Philosophie die „Bodenlosigkeit des Wirklichen“ anerkennen muss, wie Helmuth Plessner schreibt, in der wir als handelnde und erkennende Subjekte uns im Letzten unergründlich und unsere Bestimmung Selbstbestimmung ist, und in und mit der wir immer noch werden.

Dies also wäre „das rettende Geländer der Poesie“. Es geht bei dieser Art lyrischer Gestaltung unseres in der Welt Seins, unserer Erfahrungen mit unserer ersten und zweiten Natur um die spezifische künstlerische Form, aber untrennbar auch um sehr spezifische Inhalte, die darin gefasst, zum Ausdruck gebracht werden: Eduard Möricke verfügt z. B. in manchen seiner Gedichte über eine wunderbare Sprache, aber man vermisst den intellektuellen Gehalt. Bei Rainer Maria Rilke, der das

Gedicht als eine fast elitäre Kunstform für Wenige in den gebildeten Ständen geradezu auf die Spitze treibt, ist mir oft das Gefühl der, oder die Sehnsucht nach der harmonischen Welt zu stark. Durch viele der Gedichte, die ich von ihm sehr mag, geht aber sicherlich auch jener Zwiespalt oder der tiefe Riss, den wir verspüren, wenn wir nicht nur so dahinleben; aber oftmals ist dann unsere Welt bei ihm zugleich doch irgendwie immer noch die beste aller Welten. Aber ‚Natur ist *nicht* glücklich‘. Wir imaginieren das allenfalls, wenn wir uns in die ganz frühe Ungeschiedenheit auch ihr gegenüber zurück zu träumen versuchen. Und was ist uns der Panther, über das Sinnbild der Begrenzung unserer eigenen begrenzten Möglichkeiten, denen vielleicht unsichtbare Gitterstäbe im Wege stehen, hinaus, wenn er nicht mehr hinter den Gitterstäben ruhelos und freudlos auf und ab läuft, getrennt von der Entfaltung seiner eigenen Natur?

Ich schrieb, dass sich mein Zugang zu Lyrik im Laufe des Lebens entwickelt und verändert hat. Und das ist wahr. Erst als ich wirklich in mein Leben eintrat, wurde sie mir zum ersten Mal wichtig: Als Form verdichteter Reflexion und als unabweisbares Bedürfnis eines zu sich selbst Kommens – und mit der Zeit zugleich als genussvolles Reflektieren erlebt, mit Muße verbunden, Zustände ermöglichend, in denen die Zeit tatsächlich stillzustehen schien, in denen die eigene Existenz auf entspannte Art vergeistigt wurde und ich mich durch das Lesen oder Schreiben von Gedichten, ganz in mich versunken oder auf mich zurückgeworfen, erleben konnte, mich sammelnd, um dann aus solcher Sammlung heraus neu verlebendigt wieder tätig zu sein. Mag sein, dass für andere die Meditation eine ähnliche Erfahrung ermöglicht.

Damit komme ich zum zweiten Mal auf mein eigenes Schreiben von Lyrik zurück. Auch weil ich erst spät mit wirklichen Schreibversuchen begonnen habe, gibt es von mir keine Gedichte, die biographisch, oder auch allgemein gesellschaftlich und politisch frühen Aufbruch, ‚Sturm und Drang‘ zum Ausdruck bringen würden. Goethe war ausgestattet mit der genialischen Kraft seiner Jugend als er den ‚Prometheus‘ schrieb – und er schrieb ihn zu einer Zeit, zu der die Philosophie sich gerade anschickte, „die Lust ein Ich zu sein“, von der Rüdiger Safranski für die großen Jahre der deutschen Philosophie spricht, zu entdecken. In meiner Jugend fehlte es mir an Beidem, um solche Empfindungen auch nur näherungsweise zu gestalten. Eines meiner ersten ernsthafteren Gedichte, die ich damals in mein Tagebuch schrieb, war schon gebrochen durch die Erfahrungen der Dialektik der Aufklärung - und darum bemüht, dagegen ‚das Prinzip Hoffnung‘ hochzuhalten.

Auch das klassische lyrische Thema jung aufbrechender Lebenslust, die Liebe, habe ich – soweit überhaupt – erst relativ spät behandelt: Zum einen im erinnernden Blick zurück, zum zweiten in der oft aufreibenden Spannung zu den Mühen, Banalitäten, kleinen und großen Querelen des Alltags nach dem Ende der wilden Liebesgeschichten und zum dritten mit einem milden Blick nach vorne. Um alles herum war ein Hauch von Wehmut wohl schon immer auszumachen. Keine besonders gute Lyrik fürchte ich. Mangel an Authentizität von Empfindungen neu aufbrechender Liebe, denke ich. Berthold Brecht und Heinz Kahlau habe ich hier als

Autoren großer Lyrik kennengelernt. Aber dies sind dann doch auch wieder Gedichte, die nur im Ausnahmefall für jenes Rätsel stehen, das Eva Strittmatter ‚Strahlung‘ genannt hat – am ehesten vielleicht in einigen Gedichten Berthold Brechts, die sie als unbegriffene Erinnerung festhalten, Erinnerung an immer schon flüchtige Augenblicke, in denen uns das, was wir als Liebe imaginieren, dann doch nicht gelungen ist. Bei Eva Strittmatter schließlich finde ich auch hier noch einmal einen ganz anderen Zugriff auf das Existentielle des Themas. In ihrem Gedichtsband „Der Winter nach der schlimmen Liebe“ gestaltet sie die enttäuschte und unerfüllte Sehnsucht nach Liebe aus der Perspektive der alternden Frau, die noch einmal begehrt, so leidenschaftlich wie eh, und doch nicht erlangt. Bei der Lektüre dieser Gedichte ist man sich nie ganz sicher, ob hier etwas aus einer früheren Beziehung Verlorenes neu gesucht wird, oder ob es nicht eher darum geht, etwas im Letzten noch Unbekanntes neu zu finden. Es ist zugleich die Liebeslyrik einer jungen Frau, wie man sie etwa in den „geheimen Gedichten“ in der „bosnischen Reise“ finden kann, es ist das lebendige Feuer immer noch jungen Lebens, das in dieser Lyrik so Ausdruck findet, dass wir hier bisweilen an ein Gedicht als an ein unsichtbares Wesen streifen können.

Ich bin nun also wieder bei großer Lyrik, die ich heute – in einem Alter in dem sich zunehmend alle Liebe auf den Geist und nicht mehr aller Geist sich auf die Liebe richtet - entspannt vergeistigt und genussvoll lese. Und in ihr geht es, ähnlich wie in vielen anderen Gedichten dieser Lyrikerin, die uns Naturerfahrung nahe bringen, um den unstillbaren Wunsch, ungeteilt und hinter alle unsere Erfahrungen von der Trennung von unserer Welt zurück eins zu sein mit ihr, im Einklang und Gleichklang wenigstens Zwiesprache zu halten mit dem Werden und Vergehen, von dem wir ein Teil sind. Das ist also wieder Heines oder Goethes Pantheismus. Oder das klingt wie sehr von Ferne kommend. Man könnte vielleicht sogar an die alten Mystiker erinnert werden, an das buddhistische Karma oder – wenn oder weil man die atheistische Grundhaltung der Autorin teilt – an Schopenhauers ‚besseres Bewußtsein‘. Aber vielleicht ist das auch sehr nah und zugleich ungemein politisch. Zwar ist die Art, in der hier die Welt um uns herum zur Mitwelt wird, auch heikel. Wir wären ja schon glücklich, wenn es uns gelänge den anderen Menschen um ein wenig mehr zum Mitmenschen, zum Nächsten zu machen – oder in der aufgeklärten Sprache der politischen Philosophin Hannah Arendt, wenn es uns gelänge im Raum der Politik die Oasen, die „größtenteils unabhängig von den politischen Bedingungen“ und ihren Verwüstungen bestehen, und „ohne die wir nicht wüssten, wie wir atmen sollen“, ein wenig zu vergrößern - und am Ende ist für uns als Menschen doch der Mensch zentraler Bezugspunkt und die Wurzel, an die wir gehen müssen, wenn wir radikal, also an die Wurzel gehend, denken wollen. Da halte ich es immer noch mit Hegel oder mit Marx. Und dennoch: Ich denke, dass gerade in dieser Naturlyrik der Eva Strittmatter angesichts ihrer atheistischen Grundhaltung, die sie nach dem Zeitalter der Säkularisierung mit vielen von uns teilt, das Bewahren des Berührtseins von dem Unverfügbaren einer Schöpfung spürbar wird - oder auch ganz profan eines Naturprozesses, der lange vor uns und unserer Gattung war und der über sie hinaus dauern wird. Gegenüber dem Machbarkeitswahn unserer Zeit aber halte ich dieses

Reflektieren auf unser Sein in unserer Welt, als menschlicher Lebenswelt, heute weitestgehend schon immer menschenveränderter Umwelt oder für manche eben doch auch Mitwelt, für eminent politisch.

Geht es nun also doch wieder um das politische Gedicht, wenn auch nicht in der Gestalt der Gebrauchslyrik, in der Form des politischen Liedes etwa, sondern als ein Aspekt auch jener Lyrik die im Mittelpunkt dieser Reflexionen steht – und damit dann auch um die Frage nach der möglichen politischen Wirkung literarischer Texte? Diese Frage wurde ja bislang noch überhaupt nicht berührt. Mein vorläufiger Versuch einer Antwort wäre hier wohl eher skeptisch – und zugleich widersprüchlich. Aber vielleicht ist das ja auch die Sache selbst, um die es hier geht.

Zunächst einmal bin ich gegenüber der tatsächlichen politischen Wirkung von Literatur, also von Lyrik, Prosa und Theater gleichermaßen, einigermaßen skeptisch. Ich denke an der Wirkungsgeschichte bedeutender Arbeiten von Autoren, die politische Wirkung erzeugen wollten, ließe sich das zeigen. Ich könnte aber auch als Argument anführen, dass große literarische Arbeiten zu herausragenden politischen Themen ihrer Zeit bisweilen gerade als Reflexion auf das Scheitern unmittelbar politischer Anstrengungen entstanden sind. Georg Büchner hat mit „Danton's Tod“ nach seinem Scheitern als Revolutionär in Hessen *das* Drama der französischen Revolution geschrieben – und, wie sich herausstellen sollte, auch schon das aller weiteren Revolutionen im damit angebrochenen Jahrhundert der Revolutionen. Wolfgang Koeppen, Einzelgänger in seinen literarischen Wirklichkeiten, war alles andere als ein Beobachter, der aktiv auf das politische Tagesgeschehen Einfluss zu nehmen versucht hätte, aber seine Romantrilogie aus den Jahren 1951 bis 1954 ist natürlich eminent politisch – und provozierte bei manchen Rezensenten verschärft erneut die Frage, die seinerzeit schon an Erich Kästner gerichtet worden war, die Frage also, wo denn hier das Positive bleibe. Die Dichter trafen sich eben immer schon abseits vom und ohne direkte Wirkungen auf das politische Geschehen, wie Günter Grass im „Treffen in Telgte“ in wunderbar barocker Sprache am Beispiel eines fiktiven Dichtertreffens am Ende des ersten dreißigjährigen Krieges in Europa beschrieben hat. Deshalb kann er eigene Erfahrungen in der „Gruppe 47“ in dieser Erzählung gestalten und reflektieren.

Gründe und Kronzeugen für eine skeptische Haltung hinsichtlich möglicher politischer Wirkungen von Literatur sind also leicht zu finden. Aber gerade diejenigen Schriftsteller, die dies sehr scharf reflektiert haben, waren und blieben dennoch auch auf eben diese politische Wirkung aus. So bleibt zum einen die Feststellung, dass wir auf dem Theater, im Roman und in der Lyrik gleichermaßen ganz selbstverständlich immer auch die Auseinandersetzung über Politik finden. Wir können drüber hinaus mit Gründen die These vertreten, dass immer mehr Themen politisch werden. Könnten wir doch z. B. heute kaum mehr mit Berthold Brecht sagen, dass ein Gedicht über Bäume fast schon ein Verbrechen sei, weil es über so viele andere Verbrechen schweigt. Es gibt aber auch noch ein zweites Argument, das zu tun hat mit der spezifischen, größeren Kontinuität literarischer, philosophischer, sicherlich

auch wissenschaftlicher Diskurse: Aus ihr folgt fortschreitender Erkenntnisgewinn, auch dann wenn, Wislawa Szymborskas Betonung des Nicht-Wissens, des immer neuen Staunens gilt – für literarisches Arbeiten ebenso wie für philosophisches und wissenschaftliches, was sie unter Verweis auf ihre Landsfrau Maria Sklodowska-Curie ja unterstreicht. Und aus dieser größeren Kontinuität wiederum folgt eine verbesserte Chance auf langfristige Wirkungsketten. Sie folgt zugleich daraus, dass in den „hoch entwickelten westlichen Ländern“ – ein sozialwissenschaftlich gebräuchlicher Begriff, den philosophisch und literarisch zu reflektieren allerdings auch noch einmal eine Herausforderung wäre – zunehmend mehr Menschen wissenschaftlich arbeiten, zumindest „Wissensarbeiter“ geworden sind, literarische Texte lesen usw. Daraus folgt nun gewiss nicht ein Automatismus zu einer optimistischen Sicht der Dinge. Den könnte man vielmehr wohl nur naiv nennen. Die Nähe von Geist und Macht war zu Beginn der europäischen Aufklärung, also zu Zeiten Voltaires und Diderots, die u. a. über Melchior Grimm, den „Liebling der Fürstenhöfe“ Europas und dessen „Literarischen Korrespondenz“ intensiv von den Herrschenden zur Kenntnis genommen wurden, vermutlich größer als heute. Im ausdifferenzierten gesellschaftlichen Funktionsbereich der Politik sind deren Akteure als Manager der Macht heute zudem dermaßen in das politische Getriebe eingebunden - nicht anders als anderen Orts die Manager der Wirtschaft, die eher der Erotik des Geldes als der der Macht folgen – dass man den Raum zur reflektierenden Distanz, gar zur Muße, wohl vergeblich suchen wird. Dabei mag sein, dass der Bezug zur Kultur z. T gerade deshalb besonders akzentuiert wird. Sicherlich suchen manche Künstler auch die Nähe zur Politik, vor allem im Zuge von Wahlkampagnen. Aber man wird eben auch an die diversen Think Tanks erinnert. Und die produzieren im Zweifel wohlfeil immer ein jeweils gewünschtes, und dann sogleich als sicher ausgegebenes Wissen und sind damit oftmals meilenweit vom immer neuen kritischen Fragen und Wissen-Wollen entfernt, das z.B. die frühe französische Aufklärung kennzeichnet. Denkt man etwa an Denis Diderot, der als Philosoph, Enzyklopädist, Schriftsteller noch für einen in vielem ungeschiedenen Zusammenhang von Kunst und Wissenschaft stand, kann man sich Unterschiede klar machen. Hans-Magnus Enzensberger oder Umberto Eco sehen in ihm ja mit Gründen geradezu den ersten Repräsentanten der Figur des politischen Intellektuellen.

Die modernen Wissensproduzenten der Think Tanks sind also eher Teil einer falschen Selbstgewissheit der Mächtigen. Wörtlich übersetzt sind „Think Tanks“ eben Denk-Panzer – und Panzer rollen nieder, was im Wege steht. Die Nähe zu einem Wissen, „aus dem nicht neue Fragen aufkeimen“, das „schnell ein totes Wissen“ ist und „die Temperatur (verliert), die das Leben braucht“ , das Wislawa Szymborska jenen zuschreibt, „die mit einigen lauthals herausposaunten Parolen um die Macht ringen“, ist hier nicht zu übersehen. Und Thomas Jefferson, der für die Verschränkung von kritisch fragendem Wissen und Macht in den Zeiten der frühen bürgerlichen Revolution wie nur wenige andere steht, hat zu seiner Zeit wohl schon mit Gründen davor gewarnt, dass „ein auf Wahl beruhender Despotismus“ sich als ein ebenso großes und vielleicht als ein größeres Übel erweisen werde als die

Monarchie.“ Bei Hannah Arendt, der bedeutenden politischen Philosophin nach der Nacht des 20. Jahrhunderts, die in ihren nachgelassenen Schriften die aktuelle Krise der Politik kenntlicher macht, kann man das in ihrem Buch „über die Revolution“ nachlesen.

Insofern also überwiegt immer wieder die Skepsis. Und große Lyrik, oder auch große Prosa, geben ihr allemal Nahrung, aber sie sind zugleich auch nur deshalb große Dichtung, weil die die Möglichkeit der Veränderung „als Verpflichtung das Licht/und als Möglichkeit das Leben“, kenntlich machen und uns nicht ohne Hoffnung lassen. Sie lebendig zu halten fordert dann aber immer wieder die Anstrengung zum Dialog. Aber da gibt und gab es auch immer beides: Es gab die Möglichkeit des monatelangen Dialogs zwischen Denis Diderot und Katharina in ihrem Petersburger Palast, und es mag sein, dass er am Ende folgenlos blieb. Oder es gab das Wechselspiel zwischen Johann Wolfgang Goethe und dem Großherzog Georg August von Weimar. Aber es gibt auch den Weg des J. M. Reinhold Lenz, der aus dem gleichen Sturm und Drang der Strassburger Jahre durchs Gebirg der Vogesen ins Steintal nach Waldersbach führt und schließlich im Wahnsinn und frostklirrenden Tod einer Moskauer Winternacht endet. Und es gibt Büchners großartigen Prosatext über diesen radikalen Dichter des Sturm und Drang mit seiner Forderung an die Literatur, dass „in allem wirkliches Leben“ ist und der Auffassung, dass dies „das einzige Kriterium in Kunstsachen“ sei, oder es gibt Wolfgang Koeppens Erzählung „Jugend“, die solches Leben und Erleben aus der Zeit, die den zweiten dreißigjährigen Krieg in Europa ermöglichte und in ihm dann unterging noch einmal lebendig werden lässt; oder es gibt eben jene Lyrik als immer in sich bewegtes Rätsel, an dem wir manchmal streifen, in dem uns wirkliches Leben begegnet, zusammen mit dem immer neuen Staunen darüber, und gerade nicht einfach der, immer nur vermeintliche, gewohnte Lauf der Dinge. Dieses Staunen aber ist immer auch der mögliche Anfang aktiven Auseinandersetzens auf Grundlage eines Strebens nach Verstehen und Grenzen unserer Möglichkeiten zu verstehen – also weit jenseits der schlichten Maxime unserer „fortgeschrittenen“ kapitalistischen Moderne, in der Wissenwollen immer nur darauf hinausläuft, etwas besser, also effizienter und profitabler machen zu können und zu wollen, wie Hannah Arendt in ihrem Denktagebuch geschrieben hat. Poesie, das „rettende Geländer“ der Wislawa Sczimborska, ein Refugium kunst- und deshalb auch genussvoll ermöglichter meditierender Reflexion. Als solche kann sie aber auch Ausgangspunkt für neues Handeln in unserer Lebenspraxis sein.